

Opus Marianum handelt. Da sowohl Telchs wie Jordans' Arbeit von vornherein für weitere Kreise gedacht war, wurden alle wissenschaftlichen Zutate bei Jordans unter den Text, bei Telch an den Schluß verwiesen.

Telchs Arbeit bietet in 57 Kapiteln eine erschöpfende Mariologie, d. h. einen vollständigen, zuweilen episch breiten Unterricht über das Leben, die Tugenden und Privilegien Marias, über ihren Leidensweg und ihren Tod, über ihre leibliche Aufnahme in den Himmel, über ihre Krönung und Seligkeit in Gott, schließlich über ihre Würde und Stellung in der Kirche, die Macht ihrer Fürbitte und die richtige Marienverehrung. Den Abschluß des Buches bildet 1. eine Angabe der Quellen, die im Original als Marginalien figurieren, 2. kurze biographische Notizen über die zum Beweis herangezogenen Väter und kirchlichen Schriftsteller, 3. eine tabellarische Übersicht aller zitierten Autoren in chronologischer Abfolge und 4. einen Schriftsteller-Index. Mit zum Wertvollsten aber gehört das analytische Register, ein Auszug aus dem ganzen Werk in Stichworten, die Frucht eines musterhaft geführten Zettelkatalogs. Seltsam berührt es den deutschen Leser, daß ein amerikanischer Gelehrter (der bekannte Herausgeber der Epitome der Noldinschen Moraltheologie) das Werk übersetzt und ein tschechischer Verlag es herausgegeben hat. Das Merkwürdigste aber ist die 16 Seiten umfassende Einleitung mit einer kurzen Vita des hl. Canisius. Der harmlose Leser könnte meinen, diese stamme aus der Feder des Übersetzers. In Wirklichkeit aber handelt es sich um eine verkürzte, freie Übersetzung der Papstzyklika „Misericordiarum Deus“ vom Jahre 1925 — leider ohne Angabe dieser Quelle! Viel zweckentsprechender wäre in der Einleitung etwas geschrieben über die Entstehung und Entwicklung des Opus Marianum, über die Schwierigkeiten, unter denen es entstanden, und über die Tragik, die den

Heiligen dazu verurteilt hat, nach Abschluß des Werkes seine Anti-Zenturiatoren-Arbeit für immer einzustellen. Das Widmungsschreiben an Herzog Albert V. und die Einleitung in die Mariologie des Heiligen, namentlich aber die Bände 7 und 8 der von P. Braunsberger herausgegebenen Epistolae et Monumenta S. P. Canisii hätten dem Übersetzer hinreichenden Stoff geboten.

Auch Jordans hat eine teilweise Umstellung des aus dem Opus Marianum geschöpften Stoffes vorgenommen, dabei aber, mehr als Telch, sich an den Rahmen des Originals gehalten und die Verteilung des Stoffes auf fünf Bücher beibehalten. Im ersten behandelt J., nach dem Beispiel P. Grisars, die Würde Marias als Gottesmutter, im zweiten die Jungfräulichkeit Marias, im dritten ihre vollkommene Sündenlosigkeit und Gnadenfülle; im vierten wird das Tugendbeispiel der seligsten Jungfrau gegen die Einwürfe der Neuerer verteidigt. Das fünfte Buch, das die Verherrlichung Marias auf Erden behandelt, wurde stark gekürzt. Einen Vorzug der Jordansschen flüssigen Übersetzung bedeuten die Hinweise auf das entsprechende Buch und Kapitel des Originalwerkes und die gewissenhafte Nachprüfung der Väterstellen nach Migne, der Lutherzitate nach der Weimarer Ausgabe und der Melancthon- und Calvinzitate nach dem Corpus Reformatorum.

Maria Ward. Eine Buchbesprechung. Von Elisabeth von Schmidt-Pauli, München.

Die Geschichte spielt in England in der Zeit der Katholikenverfolgung unter der Königin Elisabeth und den ersten Stuarts. Ida Friederike Coudenhove¹ erzählt das Heldenleben einer Frau vergangener Zeiten aus der ewigen Gegenwart menschlichen Ur-Grundes. Sie erzählt ein Heili-

¹ Maria Ward, Eine Heldenlegende. Salzburg, Pustet, 1932, 268 S., 12^o, Lw. RM 5.40.

genleben, das vor unserem schauenden Auge organisch von der Erde in den Himmel wächst. Das übliche Schema der Heiligenlegenden scheint nun endlich durchbrochen zu sein. Es handelt sich hier gar nicht mehr um die Aneinanderreihung außergewöhnlicher, heiligmäßiger Taten — sondern um die Aufdeckung des Geheimnisses, aus dem alles Tun erwächst. Das Außergewöhnliche liegt im Erlebnisgrunde der Seele. Dort, wo sie allein ist mit Gott. Wo sie von Gott ihr Geschick erhält und es durch innere Bereitschaft als Schicksal bejaht. Gott schenkt nie Geringes. Und wenn er einem Leben die Sendung gibt, so treibt er es ins Heldentum.

Diese hier geschilderte Frauengestalt wird uns dadurch so lebensnah, weil sie unsere eigenen Fähigkeiten mitreißt in die Richtung ihrer Möglichkeiten — zu ihrer Bestimmung. Während wir die Seiten umblättern, blättern wir unmerklich im eigenen Herzen. So beteiligt werden wir an diesem Wagnis zu Gott. „Wagnis“ — so sagt ein römischer Kardinal zu Maria Ward — „sie lieben dieses Wort sehr. Wir lieben es nicht.“ „Ja — und doch hängt heute und immer das Schicksal des Reiches Gottes daran“, antwortet sie. —

Und Wagnis ist Maria Wards Leben geworden. Denn sie war wie jede Berufene immer allein mit der göttlichen Forderung gegen alle und alles. Sogar gegen sich selbst. „Ich bin ja nur ein Mädchen“ — das war die erste Klage des Kindes, das hineingeboren ist in eine heldische Zeit, die Männer braucht und Helden hat. Die die heldische Sehnsucht weckt, über das eigene Leben hinaus zum Dienst an Höherem, am Höchsten berufen zu sein. Was soll ein Mädchen in dieser Zeit der Katholikenverfolgung, die, über vier Generationen hinweg, versucht, den Katholizismus mit rohestem Griff zu enturzeln. Aber dann erwählt Gott selbst gerade dieses Mädchen. Seine Stimme lockt und ruft die Tochter des englischen Lords Sir Marmaduke Ward auf den Weg zur Heiligkeit.

„Warum heißt es in den geistlichen Büchern, daß der Weg zur Heiligkeit schmal und steil und dornig ist? Süß ist er, süß und berückend über alle Maßen.“ Auf diese Weise beginnt in den alten Schlössern, in den versteckten Kapellen, beim heimlichen und nächtlichen Gottesdienst das innige Zwiegespräch der kindlichen Seele mit Gott. Dann aber sehen wir Maria Ward, noch kaum sechzehnjährig, auf der Flucht aus ihrem väterlichen Schloß — aus der Behütung der Familie —, fort von dem großen Heiratsplan mit dem einflußreichen, englischen Lord Neville — am „Reeling, der Hindin, die mit prallen Segeln in die leuchtende, blaugraue See sticht.“ Dieses Hinausfahren über das Meer ins unbekannte Land Flandern ist symbolhaft für den Aufbruch in die Unermeßlichkeit göttlichen Willens. Das Abenteuer zu Gott hat begonnen.

Was will Maria Ward in der weiten Welt? Sie weiß es selber nicht. Sie weiß immer nur den nächsten Schritt. Und so wird sie Laienschwester in einem Klarissenkloster von Sant Omer in Flandern, wo ihre Schönheit von einer verantwortungslosen Leitung dazu ausgenützt wird, sie auf Bettelwege in die Stadt zu schicken. Und darum drängt die unbeweisbare und unwiderlegbare Stimme ihres Inneren sie so lange, bis sie das Kloster verläßt. Und sie, das noch ganz junge Mädchen, gründet nach vielen persönlichen Verhandlungen mit dem Hof in Brüssel ein neues Kloster in Sant Omer nach der Regel der Klarissinen, doch nur für englische Emigrantinnen. Denn diese will sie zu Aposteln für die verfolgten Katholiken in England erziehen lassen. „Haben Sie Heimweh, Schwester?“ hatte einst die begleitende Laienschwester sie gefragt, als sie auf den flandrischen Dünen am Meere standen. — „Heimweh?“ hatte Maria geantwortet. „Nein, ich glaube, das ist kein Heimweh mehr. Aber ich fühle, daß die Heimat mir etwas sagen will — es klopft mit vielen Fingern an mein Herz, weißt Du, so, wie Gefangene im Kerker einander

Zeichen geben — aber ich verstehe die Botschaft noch nicht.“

Und nun meinte sie, diese Botschaft verstanden zu haben. Und gerade wollte sie selig als jüngste Novizin ihr Herz in dem neuen Kloster zur Ruhe legen, als „adlergleich der göttliche Wille auf sie herabstößt.“ Mitten aus dem Frieden des neuen Klosters, ohne, daß sie erklären könnte warum, treibt es sie wieder aus dem Kloster hinaus. Im grauen Reisekleid, die kurz geschnittenen Haare in einer Haube verborgen, schritt sie abermals allein in die Welt hinaus. Nicht wissend, wohin. Und als sie endlich, scheinbar als Schiffbrüchige ihrer großen Pläne, in ihr väterliches Schloß nach England zurückkehrt — da — im Augenblick ihres Gar-nicht-mehr-Wissens, weiß sie es plötzlich: Hier, in ihrem Heimatland, in der Welt will sie wirken.

„Über Maria ist etwas Neues gekommen — der Instinkt des Jägers. Und ihr Jagdrevier ist die ganze Stadt, vor allem der Hof, der Adel . . . Man kann auch im Park und beim Ballspiel, in der Fenesternische des Ballsaales, in der Pause des Konzertes, unter dem Scharlachhimmel der Barke von Gott sprechen — leise und geschickt, mit unbeirrbarem Auge die einzige Frage auswerfen, um die es geht, wie einen sicheren Pfeil.

Man kann auch in den Pausen des Tanzes, gemessen durch die Lauben wandelnd, einem Kavalier den Katechismus erklären, ihm das Versteck zuflüstern, in dem morgen das heilige Opfer gefeiert wird, man kann ihm, vertraulich hinter dem Fächer schwätzend, Wirrnisse des Kopfes und des Herzens klären, von den Leiden der Bekenner im Kerker erzählen, ihm das nächste Schiff nach St. Omer verraten.

Man kann im Kreise geputzter Damen, auf schönen Decken im Rasen sitzend, während die Musikanten hinter den Eibenhecken fideln und blasen, ganze theologische Vorlesungen halten, Konvertiten unterrichten, Gewissensfragen eifrig beleuch-

ten, Gaben für arme und bedrängte Glaubensbrüder sammeln.

Man kann auch im Sattel die jüngere Freundin auf die Beichte vorbereiten oder ihr von der Herrlichkeit des armen Lebens Jesu erzählen und von dem Tugendglanz der großen Orden, bis sie entflammt verspricht, den steilen Weg des Karmel oder die Familie des heiligen Benediktus zu wählen. Oh, man kann so vieles, davon man sich früher nicht träumen ließ!“ (99—101).

Der Gedanke lag nahe, sich an den Jesuitenorden anzuschließen, an die Christuskämpfer in der Welt. Doch man kann sich den Widerstand dieses damals so angefeindeten Ordens denken, als die „Amazonen“ mit ihrer Gefolgschaft der edelsten und schönsten englischen Jungfrauen — die „Jesuitessen“, wie sie bald genannt wurden — ihn zu kompromittieren drohten. Maria Ward sah selber ein, daß sie in Rom eine Bestätigung für ihr Werk erreichen mußte, sollte sie nicht mit ihren Gefährtinnen in Verruf geraten und dadurch die Durchführung ihres himmlischen Auftrages gefährden.

Und nun beginnt der Kampf mit der römischen Kurie. Von jenem Augenblick an, da sie mit ihren Gefährtinnen — jetzt schon im schwarzseidenen Witwenschleier, ein wenig dem klösterlichen Stile angepaßt — zum ersten Male Rom betritt, bis in ihr Alter, in dem sie eine Zeit lang als Ketzerin im Kloster am Anger in München sterbend auf dem Strohsack in verriegelter Zelle liegt. Es ging ihr wie so manchem Träger göttlichen Auftrages. Auch sie hoffte in der Stimme des Vertreters Christi auf Erden den leisen, unbeweisbaren Auftrag ihres Herzens bekräftigt zu erhalten. Nach fünf Jahren des Wartens, in denen sie in Rom und Neapel Erziehungsanstalten gründete, um die Fruchtbarkeit ihrer Idee zu beweisen, erhielt sie einen Brief von der Kardinalskongregation. In diesem stand, daß Seine Heiligkeit ihr Institut unter keiner Bedingung

bestätigen könne. Die bereits gegründeten italienischen Schulen mußten geschlossen werden. So wurde auch für Maria Ward der Gang nach Rom zur größten Prüfung. Denn dort wird oft das himmlische Saatkorn der Erde eingebettet, die es zuerst einmal völlig auflöst. So sehr, daß von dem Befohlenen und Gewollten scheinbar nichts übrig bleibt. Entsetzt sieht der Träger der göttlichen Eingebung vor seinen Augen das Werk zu Grunde gehen. Hier in Rom, wo gerade das hörbare Wort des Nachfolgers Petri die Ungewißheit des Herzens beschwichtigen sollte — verstummt es. Vielleicht um die Geprüfte der unbeweisbaren Gottesstimme noch mehr auszuliefern. Während das Werk dennoch in die getreue, von Christi Blut getränkte Kirchenerde eingesenkt bleibt. In diese Erde, die das scheinbar Erstorbene über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg dem Leben erhält. Nachdem alles fehlgeschlagen war, kniete Maria noch einmal in der Kirche S. Marco „vor der geheimnisvoll leuchtenden Monstranz und vernahm im Herzen die Worte: ‚Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?‘ ‚Ja, Herr‘, sagte sie, ‚ich bin noch lange nicht müde.‘“

Zweimal noch unternahm sie den mühseligen Weg über die Alpen nach Rom zum Heiligen Vater. Das eine Mal stand sie von ihrem Krankenbett auf. „Für sie gibt es nur eine Furcht, zu viel Furcht zu haben.“ Und mit Sänfte und Wagen, begleitet nur von einigen ihrer Getreuen, zieht sie sterbend über die vereisten Bergstraßen nach Italien. Denn jetzt stehen trotz allem ihre Neugründungen in Blüte. Unter dem Schutz des bayerischen Kurfürsten hatte sie im Paradeiser Hause in München ein Institut eröffnet. Der Kaiser selbst berief sie zu einer gleichen Gründung nach Wien und Preßburg. Und endlich ließen sich die Englischen Fräulein auch in Prag nieder. Das Mutterhaus in Lüttich nahm immer neue Novizinnen auf, und auch die Gründung in England schien

gesichert. Doch die gegnerischen Einflüsse in Rom hingen als ständige Drohung über dem wunderbar aufgehenden Werk. Und Maria Ward wollte sie persönlich bekämpfen. Unverrichteter Sache wird die Totkranke wieder in der Sänfte über die Berge nach München zurückgetragen. Hinter den zugezogenen Vorhängen kämpft sie den Heldenkampf der Seele gegen den versagenden Körper. Den Heldenkampf des Herzens gegen seine schmerzliche Verwundung. Den Heldenkampf des Glaubens gegen die scheinbare Niederlage. Sie muß in München auch noch den Augenblick überstehen, da ihr der Dekan der Frauenkirche auf der Schwelle ihrer Zelle vor der Überführung in das Klostergefängnis das Dekret verliest: „Wir nehmen Sie, Maria Ward, als Ketzerin, Schismatikerin und Aufrührerin gegen den Hl. Stuhl gefangen.“ — Nachdem der Papst selber ihre Gefangenschaft aufhob, eilte sie noch einmal nach Rom. „Herre Papst, nicht bin ich, noch war ich je eine Ketzerin“ — da hebt der Papst sie gütig auf: „Das wissen Wir, das wissen Wir . . .“ Doch die Aufhebung der Bulle, durch die alle Häuser auf dem Festland geschlossen, die Ordensfrauen ihrer Gelübde enthoben und in die vier Winde zerstreut worden sind — ist nicht erreicht. Für den klösterlichen Stand in der Welt — ohne Klausur — den Maria Ward bedingungslos durchsetzen wollte, war die Zeit noch nicht reif.

Und wieder sehen wir die fast Sechzigjährige, umgeben von den wenigen Gefährtinnen der ersten Jugendzeit, auf dem Segelschiff, das sie in die Heimat zurückführt. Inzwischen ist die ganze Welt zum Kriegsschauplatz geworden. Der Dreißigjährige Krieg tobt auf dem Kontinent. Und wie Maria Ward in England anlangt, ist die Revolution unter Cromwell ausgebrochen. Maria Ward erlebt mit der kleinen Gemeinde der englischen Schwestern und den wenigen der ihnen anvertrauten Kinder die Belagerung mit den Königlichen in der Festung York. Denn im Bereich die-

ser Stadt hatte sie ihre kleine klösterliche Niederlassung neu gegründet. Der Lärm des Kampfes ist nur noch Begleitmelodie zum letzten großen Ansturm der Prüfung an ihrer Seele: War alles umsonst? War alles Irrtum gewesen? Hatte die befehlende Stimme getäuscht? „Waren wir nicht einst dreihundert unter der Fahne — wo sind sie jetzt?“

Doch was bedeutete alles Äußere, das sie als Dienst zu erfüllen versucht hatte! Es war ja nur Ausdruck der innersten Verbundenheit mit ihrem Herrn Jesus Christus. Was Er wollte, das würde immer geschehen. Und bei allen wunderbar erhebenden und schrecklich niederwerfenden Abenteuern des Lebens war sie mit Ihm gegangen. Vielleicht daß bei einem der äußeren Schicksalsschläge das Herz — auf das es Ihm allein ankommt — inniger für Ihn zu klopfen begann. Und daß Er die scheinbar ganz Besiegte mit seiner noch größeren Liebe beseligen wollte. Es war gewagt auf Ihn hin. Und Er allein blieb.

Viele Klöster der Englischen Fräulein sind aus der Erde der Kirche aufgeblüht. Und einer der großen Pläne von Maria Ward ist Wirklichkeit geworden: die Erziehung der Jugend. „Darum ist die katholische Erziehung der Mädchen wichtiger, als daß man drei Regimenter zur Verfolgung von Schwarmgeistern und armen Predikanten ins Land legt. Denn die göttliche

Liebe gleicht dem Feuer, welches sich nicht einschließen läßt; es ist unmöglich, Gott zu lieben und sich nicht zu bemühen, seine göttliche Ehre auszubreiten.“ Doch die eigentliche, die große, die überwältigende und darum bekämpfte Idee, die Maria Ward vertrat, mitten in der Welt stehend, ohne behütende Mauern des Klosters, als Frau, den Kampf für Christus zu wagen — wartet heute noch der Erfüllung.

Ruft Maria Ward aus dem Buche so eindringlich — oder Ida Coudenhove? Das Schönste, was von der Biographin gesagt werden kann, ist, daß sie die Idee aus dem Herzen ihrer Helden hinüber gerettet hat zu uns. Sollte der Orden in der Welt, der damals unmöglich war — heute nicht möglich sein? Es werden sich vielleicht doch noch einmal die jungen, opferbereiten, wagemutigen Frauen sammeln um die Fahne solcher Idee. Denn auch heute noch „ist die Welt ein herrliches Jagdrevier Gottes. Man muß nur kühn und wach sein, jede Spur beachten, den rechten Augenblick zu Angriff wie zu Vorsicht blitzschnell erfassen. Man muß Miene und Stimme, Lachen und Gebärde in der Gewalt haben . . . Ja, es ist wie ein glorreiches und berauschendes Spiel, in dem man immer wieder das eigene Leben, die eigene Ehre und Sicherheit einsetzt, um dafür unsterbliche Seelen, Seelen von Brüdern und Schwestern, für Christus zu gewinnen.“